

Peter Bichsel

Mit freundlichen Grüßen

Insel

»Freunde haben wir zwar, und befreundet sind wir auch. Aber ›mein Freund‹, das hat ja fast etwas Kindisches.« Nicht über Freunde, nicht über Freundschaft schreibe er, sagt Peter Bichsel, »nur« über Menschen. Aber steckt nicht in der unnachahmlichen Zugewandtheit und Freundlichkeit, mit der er seine Begegnungen beschreibt, immer sowieso auch ein Freundschaftsangebot? In diesem Sinne sind diese Geschichten zusammengestellt. Es soll um Freundschaft gehen. Jeden Tag, jeden Monat. Peter Bichsel schreibt seine Geschichten, »Kolumnen«, wie er sie nennt, seit vielen Jahren monatlich für die *Schweizer Illustrierte*. Eine freundliche Auswahl ist in diesem Buch versammelt.

Peter Bichsel, geboren 1935 in Luzern, lebt als freier Schriftsteller in Bellach bei Solothurn.

Adrienne Schneider war 33 Jahre Veranstaltungsorganisatorin eines literarischen Verlags. Seit 2010 leitet sie ihre eigene Agentur. Sie ist u.a. verantwortlich für das literarische Programm des Literaturhauses Darmstadt und ist Mitglied der Jury Stadtschreiber von Bergen-Enkheim. Seit 2013 betreut sie zudem das Programm des Waldemar Kramer Verlags in Frankfurt am Main.

insel taschenbuch 4345
Peter Bichsel
Mit freundlichen Grüßen



Peter Bichsel

Mit freundlichen Grüßen

Herausgegeben von Adrienne Schneider

Insel Verlag

Erste Auflage 2014

insel taschenbuch 4345

Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlagfoto: Kurt Reichenbach, Oberhofen am Thunersee

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36045-2

Mit freundlichen Grüßen

Meine langen Reisen nach Biel

Ich mag lange Bahnfahrten, und ich mag sie vor allem, wenn sie zwecklos, also ziellos, sind und ins Nichts oder ins Irgendwo führen – die dauernde Flucht, aber abgesichert durch Geleise, die zurückführen nach dem Zuhause. Eine kurze Fahrt durch den Weißensteintunnel zwischen Solothurn und Moutier, und schon ist man in einer ganz anderen Welt, die weit weg sein könnte, Schottland oder Irland oder Südamerika, und bei der Rückfahrt das Bild wieder nach und nach verlieren und beim nächsten Mal wieder erstmalig und einmalig vom Bild der wunderbar fremden Welt überrascht sein.

Die schönste und liebste Bahnreise aber in eine andere Welt war auch die kürzeste, fünfzehn Minuten von Solothurn nach Biel – Woche für Woche immer am Donnerstag seit über dreißig Jahren. Ich traf Jörg Steiner. Wir tranken Rotwein und freuten uns, zusammenzusein. Und wir spielten dabei eigentlich von Anfang an die alten Män-

ner, denen die Welt fremd geworden ist. Wir jammerten und spotteten und blödelten und wurden dabei Woche für Woche älter, bis wir alt waren. Drei Tage vor seinem Tod besuchte ich ihn, wie immer am Donnerstag, im Spital. Er ließ für mich einen Wein kommen und nahm auch selbst einen Schluck – wir hatten es gut wie immer, wie vor einer Woche, als wir noch von der einen Beiz in die andere zogen.

Der Abschied auf dem Bahnhof war seit je ein Ritual. Wir sprachen nie davon, es war einfach so. Ich stieg im hintersten Wagen ein, er kam ans Fenster und drückte seine Handfläche ans Glas und ich auf der anderen Seite meine. Dann ging er nach vorn zur Treppe und wartete auf die Abfahrt des Zuges. Und wie ich an ihm vorbeifuhr, winkte er mit großen seitlichen Armbewegungen dem Zug und mir. Es war wie ein Abschied für lange, für sehr lange Zeit. Meine Fahrt in eine fremde Welt, sein Zurückbleiben in einer fremden Welt. Nein, nicht ganz im Ernst, aber gespielt mit dem Ernst von Kindern. Das Spiel der alten Männer, die alte Männer spielten in einer Welt, die uns

nach und nach fremd geworden ist, es fiel uns mehr und mehr schwer, über sie zu staunen.

Dabei fanden wir uns recht gut zurecht in dieser so penetrant neuen und dauernd noch neueren Welt. Daran lag es nicht. Computerkurse für Senioren sind zwar nützlich, aber nicht eine Einführung in eine Welt, die durch Marketing das Staunen verlernt hat.

Vielleicht haben wir das versucht an unseren Donnerstagen, das Staunen zu üben. Wissen Sie, was ein Waldrapp ist? Kennen Sie die kleinen Tautropfen in den Blüten der Kapuzinerli? Mit wem soll ich jetzt darüber sprechen. Ein Zoologe hilft mir da nicht und ein Botaniker auch nicht. Es gibt viele Sachen, über die ich nur mit Jörg reden konnte. Nein, keine persönlichen Probleme oder so etwas, sondern banale Dinge, über die wir uns freuen konnten, über die wir lachen, spotten und staunen konnten. Die kurze Reise von Solothurn nach Biel wurde in der Beiz zur langen Reise in unsere Welt, die wir uns aus Sprache zusammenbastelten.

Ich werde oft zu mir sagen: »Das muß ich dem

Steiner erzählen« und schmerzlich feststellen, daß ich es nie mehr und niemandem erzählen kann. Er hat unsere gemeinsame Sprache mitgenommen, sie taugt jetzt nichts mehr. Mir fallen dabei auch andere tote Freunde wieder ein, meine Frau Therese – der Griff zum Telefon –, das muß ich Therese erzählen, nur Therese versteht das, und feststellen, daß sie das Telefon nicht abnehmen wird. So ist das, die Toten nehmen die Sprache, die man mit ihnen gesprochen hat, mit ins Grab.

Unser gemeinsamer Freund Max Frisch stellt in seinem zweiten Tagebuch die Frage: »Wenn Sie an Verstorbene denken: wünschten Sie, daß der Verstorbene zu Ihnen spricht, oder möchten Sie lieber dem Verstorbenen noch etwas sagen?«

Ja, sicher, etwas sagen, erzählen, erzählen – weißt du noch.

Nächsten Donnerstag werde ich, wie immer, zum Bahnhof gehen und, wie immer, Richtung Biel fahren. Ob ich da aussteigen werde, weiß ich noch nicht. Ohne Jörg wird mir die Reise doch zu kurz. Vielleicht fahre ich an Biel vorbei.

Lieber Egon, danke schön

Er kam herein, ging zum Wurlitzer und drückte »Santa Maria«, setzte sich in eine Ecke und tat so, als sähe er mich nicht. Ich kannte ihn, er hatte so eine Art, Leute zu belästigen, Fragen zu stellen, ohne an einer Antwort interessiert zu sein, und konsequent keine Gegenfrage zu beantworten. Er drängte sich in Gespräche, ohne mitzusprechen. Ein Einsamer, der mit Hilfe von Bier ein bißchen Nähe sucht.

»Santa Maria« – ich hatte einige Wochen vorher eine Radiosendung mit meiner Lieblingsmusik gemacht und dabei auch diesen Kitsch gespielt. Nicht weil ich diese Musik mag, sondern weil mich kurz vorher ein schüchternes Liebespärenchen in einem Café erschüttert hatte. Sie sahen so aus, als seien sie zum ersten Mal in einem Restaurant. Sie bestellten zwei Cola und schoben der Kellnerin einen Franken zu mit der Bitte, für sie »Santa Maria« zu spielen. Es muß für sie geklungen haben wie für mich der späte Beethoven. Für sie also

hatte ich die Platte noch einmal am Radio gespielt. Sie werden es sicher nicht gehört haben.

Von dieser Sendung an ging also jener »Eigenartige« jedesmal, wenn er hereinkam, zum Wurlitzer und drückte »Santa Maria«. Sein Übername war Egon, und es war nicht leicht, mit ihm in ein Gespräch zu kommen. Er sprach nur in Andeutungen und Abkürzungen. Jeder Satz von ihm ein Rätsel, das man zu lösen hatte. Mir machte er es besonders schwer. Er begann mich zu prüfen, ob ich das, was ich geschrieben hatte, auch in meinem Kopf hatte. Ob ich zum Beispiel wußte, was auf Seite 86 meiner »Jahreszeiten« steht. Selbstverständlich wußte ich es nicht, und er knurrte mich an. Er begann mich zu zitieren und war enttäuscht, wenn ich das Zitat nicht erkannte oder nicht zuordnen konnte. Er hatte mich besser gelesen als ich mich selbst. Die anderen in der Beiz begriffen nicht, daß ich gern mit ihm zusammensaß, denn sie hielten sich für gescheit und den Egon für dumm.

Das alles ist schon Jahre her. Egon ist inzwischen älter geworden und ich auch. Und wir sitzen zu-

sammen und sprechen miteinander oder schweigen miteinander. Wir sind Freunde geworden.

Ich schreibe seit Jahren für ihn meine Kolumnen. Man kann nicht für Leute schreiben, auch nicht für ein Publikum oder gar für ein Zielpublikum. Ich schreibe so, wie ich Briefe schreibe. Ich denke beim Schreiben an einzelne Leute, und ich verlasse mich dabei darauf, daß diese einzelnen vielen anderen einzelnen gleichen.

Ich schreibe immer noch für Hugo Leber, er ist vor zwanzig Jahren gestorben, aber er sitzt mir immer noch halb im Herzen und halb im Nacken. Ich fürchte mich immer noch vor seinem harten Urteil: »Das ist gar nichts.« Und ich erwarte immer noch sein Lob. Ich streiche immer noch Sätze, weil ich fürchte, er würde mich dafür auslachen.

Und ich schreibe für Therese und für Jeanne Paula, für Hilda und für Urs, für Jörg, für Adrienne und für Rainer, für Siegfried, für Heinz und für Paul und für Rolf, für Frank auch – und ich schreibe nicht etwa für alle die zusammen, sondern immer nur für die eine oder für den anderen. Der Adressat kann von Satz zu Satz wechseln.

Für niemanden aber habe ich in den letzten Jahren so ehrgeizig geschrieben wie für Egon. Er erwartete meine Kolumnen. Er sagte: »Nächste Woche also.« Er kam und sagte: »Die letzte Kolumne war gar nichts.« Und er ließ sich zu keinem »weshalb« bewegen. Ich wußte, weshalb. Wenn eine Kolumne nur geschrieben war und nicht richtig erzählt, dann schüttelte Egon seinen großen Kopf. Und er hatte recht, ich wußte es schon beim Schreiben.

Es gibt Leute, die glauben, ich fände meine Geschichten in Kneipen. Das stimmt nicht. Aber ab und zu finde ich da einen Leser, einen Zuhörer. Egon ist als Leser ein guter Zuhörer. Er hört zu, wenn er liest, und deshalb will er erzählt haben.

Lieber Werner Egon Wiedmer, ich danke dir herzlich für deine jahrelange Begleitung meines Schreibens. Ich nehme an, daß dir diese Kolumne nicht gefällt. Sie ist wohl nicht richtig erzählt.

Aber ich weiß, daß du meine Kolumnen vermissen wirst. Das tut mir leid. Aber ich werde dir nun meine Kolumnen in der Beiz erzählen – und du mir deine. Und wir werden uns unsere Geschich-

ten auch vorschweigen. Das ist so schwer beim Schreiben – das Schweigen.

Ich danke dir, Egon, und danke jenen, die dir gleichen.

Soll ich es dir übersetzen?

Egon ist nicht mehr, wir haben ihn beerdigt – wir, ein kleines Häufchen von Leuten. Egon war mein Freund, und er war mein Leser. Ich kannte ihn schon lange und eigentlich von weitem, einer von vielen in der Beiz, und er belästigte die Leute mit schwierigen Fragen, er konnte eigentlich nur in Rätseln reden, und wenn er redete, war er betrunken – denn, wenn er es nicht war, und er war es oft nicht, dann war er schüchtern und redete nicht. Als ich ihn noch flüchtig kannte, hätte ich ihm nicht zugetraut, daß er lesen kann, und er überraschte mich eines Tages mit einem Zitat aus meinen »Jahreszeiten«, und er wollte von mir wissen, auf welcher Seite des Buches das stehe, und wurde richtig böse, weil ich es nicht wußte – und später stellte sich heraus, daß er wirklich alles gelesen hatte von mir. Es gäbe viel zu erzählen von ihm – Geschichten, die, als sie wirklich waren, recht übel sein konnten, und jetzt, in der Erinnerung an ihn, zu lustig-traurigen Geschichten geworden sind.

Würde ich sie hier aufschreiben, sie würden ihn falsch beschreiben, also lasse ich es. Aber wir haben uns die Geschichten nach der Beerdigung erzählt. Man kann sie nur mündlich erzählen, sie haben die menschliche Stimme nötig als Zeichen der Zuneigung in der Erinnerung. Egon war ein gescheiter, gebildeter Mensch, ein ehemaliger erfolgreicher Berufsmann, ein ehemaliger Fußballer, ein ehemaliger Schiedsrichter – in allem ein Ehemaliger –, und er hatte das alles hinter sich gelassen und war jetzt nur noch Egon – ein eigenartiger Mensch, einer mit Eigenheiten und Eigenarten. Er meldete sich auch so, wenn er mich anrief: »Hier ist der eigenartige Mensch.«

Übrigens hieß er nicht Egon. Das war sein Übername, eine Wirtin nannte ihn so, und bald kannten ihn alle nur unter diesem Namen. Ein Titel sozusagen, ein Ehrentitel – die Originale, die Unikate haben Übernamen. Es mag auch andere gegeben haben, die wirklich Egon geheißen haben, aber der Egon, das war nur er.

Die Wirtin übrigens, die ihm den Namen angehängt hatte, war eine alte Italienerin und im Un-

terschied zu Egon nicht schüchtern, aber eigenartig und einzigartig auch. Sie war nun wirklich das, was man ein Original nennt, und jene, die sie kannten, nannten sie Mama oder gar schweizerisch »Mutti«, und zwar auch jene, die mit ihr nicht auf du waren. Ihre Beiz war ihr Königreich im eigentlichen Sinn, nämlich eine Diktatur. Mama war resolut und bestimmte, was gerecht und anständig ist. Dazu benützte sie auch einen Stock, der hinter dem Ofen stand – zwar im Scherz, aber doch tüchtig zuschlagend. Als mich mal eine alte Bekannte, die zufällig hereinkam, bei der Begrüßung küßte, wußte ich, was ich zu erwarten hatte: Ich kam anderntags rein, und Mama nahm den Stock hinter dem Ofen und schlug zu – es tat ein ziemliches bißchen weh. Aber man liebte Mama, und man war stolz darauf, von ihr wahrgenommen zu werden. Und sie liebte alle – außer die Südtaliener, und der Süden begann für sie südlich von Mailand und Turin. Sie selbst kam aus dem Piemont, und man erzählte sich, daß sie als junges Mädchen nach Solothurn geschickt wurde, um dort einen wesentlich älteren Mann zu heiraten,